

Der erste Schritt vom Wege.

Ein Lebensbild von M. Hellmuth.

Ein drückend heißer Berliner Sommer. Die Friedrichstraße hinab — in dem schmalen Schattenstreifen an der einen Häuserseite — geht langsam ein junges Mädchen. Die hochaufgeschossene, noch unentwickelte Gestalt etwas vorüber geneigt, sucht es behende den Entgegenkommenden auszuweichen, damit der große Karion, den es an einem Riemen über den Arm gehängt hat, Niemandem belästige. Aus dem schmalen, trotz der Hitze bleichen Gesicht schauen ein Paar sehr große, dunkle Augen mit einem müden Ausdruck gerade vor sich hin.

An der Ecke der Kochstraße staut sich der Menschenstrom. Gefährte aller Art verpfanden für einige Minuten den Uebergang. Das Mädchen redt den Kopf, nach einer Uide spähend, durch die es schlüpfen könne.

„Paula!“ ruft in diesem Augenblick eine helle Stimme hinter ihr.

Sie wendet sich hastig um. Unschärfe streifen die großen Augen die Dame in dem duftigen, spitzendeligen Batistkleide, die sie lachend anschaut und sich augenscheinlich über ihr Staunen amüßet.

„Clara? — bist du es wirklich?“ kommt es dann zögernd über die Lippen des großen, blaffen Mädchens.

„Na, aber gewiß!“ Daß ich mich denn so verändert, daß du mich nicht mehr erkennst?“

„Du — du siehst so fein aus,“ stotterte Paula, und ein sprechender Blick gleitete über die elegante Toilette der andern. Die lächelt geschmeichelt und dreht kokett den modern frisirten, blonden Kopf.

„So gehe ich jetzt immer,“ entgegnet sie in geduldet nachlässigem Ton. „Aber wir können hier nicht gut stehen bleiben,“ fährt sie dann fort. „Woht ihr noch da draußen? Wo war es doch?“

„Heimstraße —“

„Ach ja! — Na, dann können wir eine Strecke zusammen gehen. Ich wohne am Belle-Alliance-Platz Nr. 36, eine Treppe.“

„Bist du da in Stellung?“ fragte Paula.

Die Andere lacht laut auf. „In Stellung! Du bist gut! Sey' ich etwa danach aus?“

„Nein! — aber ich weiß nicht — — — Verbiens du denn jetzt so viel beim Blausenmachen?“

Clara scheint die Frage zu überhören. Sie sieht auf einmal sehr interessiert in das große Schaufenster eines Juweliersladens. Ihr Blick fliegt über die gleichende Pracht, bleibt dann aber an dem Seitenpiegel hängen, der ihr Bild zurückwirft.

Diese graziose, zierliche Dame in dem eleganten Spitzenkleide ist sie — ja — Clara Weinert und daneben lang, dünn, in einem geschmacklosen, blauen Kattunkleide und dem großen Karion am Arm ihre ehemalige Schulfreundin Paula Schulz. — Wenn sie noch Blausen nähte, müßte sie auch in solchem armseligen Kleide mit einem Karion in die Geschäfte laufen und abliefern — sie schüttelte sich.

Ein mittelgroßer Mann streift das blaue Kleid der einflussigen Freundin.

„Arbeitest ihr noch immer Küchen?“ ist dann die Gegenfrage.

„Ja — immer noch. — Und die Preise sind so runter. Wenn Mutter die halbe Nacht zu Hilfe nimmt, verdient sie nicht so viel, wie früher den bloßen Tag über.“

„Ich liefer' ab und mach' auch die Wirtschaft. Zum Tollen hab' ich kein Geschid, und Großmutter kann nichts mehr helfen, die hat im Winter die Gicht gehabt und ist nun fast ganz gelähmt.“

Paula hat das alles in einem gleichmüthigen Ton hingeredet, ohne sich des Jammers, der in diesem Bericht liegt, so recht bewußt zu werden. „Aber jetzt sag mir auch, was du machst!“ wendet sie sich dann etwas lebhafter an die Gefährtin.

Die schaut ihr nachdenklich in das Gesicht. „Armer Kerl!“ sagt sie leise. „Aber, weißt du,“ fährt sie dann hastig fort, „du mußt mit mir kommen. Ich werde dir zeigen, wie schön ich wohne. Und — na ja, ich kann's dir auch gleich sagen — ich hab ein Verhältniß — ja, schon seit einem halben Jahr! Mein Schatz ist bei Lebus angeheftet. Er bekommt ein großes Gehalt, und Vermögen hat er auch noch. Da brauche ich natürlich nicht mehr zu arbeiten. Alles, was ich nur wünsche, taufe ich mir; er bezahlt überhaupt alle meine Bedürfnisse. Und jeden Abend gehen wir aus; Sonntags machen wir meistens weitere Ausflüge in die Umgegend. Ach, es ist so schön! Und Kleider habe ich — — — na, komm, du sollst selbst sehen.“

Paulas Augen hängen mit einem Ausdruck ungläubigen Staunens an dem lächelnden, plaudernden Mund der Freundin.

„Ich möchte schon mit dir gehen,“ antwortet sie nun, „es ist bloß schon zu spät. Vier Stunden hab' ich im Geschäft warten müssen. Mutter braucht auch die Spitzen, die ich im Karion habe. Ich glaube, es muß bald zwei Uhr sein.“

„In zehn Minuten,“ stellt Clara fest. Sie hat eine Uhr aus dem Gürtel gezogen und hält sie nun etwas länger als unbedingt nöthig ist in der Hand.

„Eine Uhr hast du auch?“ schreit Paula fast auf.

„Aber eine Dame kann doch nicht ohne Uhr sein!“ entgegnet Clara in einem Ton, als habe die andere die größte Dummheit gesagt.

„Ich habe übrigens noch viel, viel mehr Schmuckstücken, drei goldene Armbänder, Broschen, Ringe, ja einen Haarpfeil mit einem Schmetterling, der mit einem echten Brillanten besetzt ist —“

„Ich komm' mit!“ unterbricht Paula die Aufzählung.

Was schadet es, daß der Magen schon seit mehr als zwei Stunden vor Hunger knarrt; mag auch Mutter auf die Spitzen warten, sie muß die Herrlichkeiten sehen.

Und sie hastet so schnell vorwärts, daß die andere ihr kaum zu folgen vermag. Clara tänzelte die Stufen hinauf, schließt ihre Zimmerthür auf und zieht die noch zögernde Paula über die Schwelle.

Paulas große Augen wanderten von einem Gegenstand zum andern.

Die roten Blüschmöbel, der Tru-meau, der von der Decke bis zum Fußboden reicht, Spachtel-Storen mit rothen Lebergardinen, die schönen Schränke, das breite Bett mit der seidenen Steppede und überall Teppiche und so viele Rippefsachen — sie ist starr vor Staunen.

Die um zwei Jahre ältere Clara hat ihr zwar stets imponirt, daß sie es aber einmal dazu bringen würde, eine so feine Dame zu werden, das hätte sie doch nicht gedacht! Und wie die nun erst gar die Schränke öffnet und Kleider, seidene Unterwäsche, Hüte und Schmuckstücken vor ihr ausbreitet, da findet sie keine Worte, ihre Bewunderung auszudrücken.

Nur „Ah!“ und „Ach, wie schön!“ und dann mit einem tiefen Athemzug: „Und das alles hat dir dein Bräutigam geschenkt?“ Ach, muß der gut sein!“

Clara nickt mit selbstbewußter Miene; sie tramt immer noch mehr schöne Sachen aus.

„Wann werdet ihr Hochzeit machen?“ fragt Paula auf einmal unermittelt.

Die andere büßt sich, einen zur Erde gefallenen Fächer aufzuheben. „Das ist noch unbestimmt,“ sagt sie dabei. Sie ist roth geworden, öffnet den Fächer und fockelt sich Kühlung zu. „Es ist auch hier heiß!“

„Ach nein! — Aber wo schläft deine Mutter?“ Paulas Augen schweifen suchend umher. Jetzt wirt Clara ihr einen prüfenden Blick zu. Soll das eine Falle sein? Oder ist sie wirklich noch so dumm?

„Mutter?“ lacht sie dann hart und spöttlich auf. „Du bist ein kleines Schaf! — Denst, die ist auch hier? Nein, sie können wir hier nicht gebrauchen.“ Und als sie in den Augen der Sechzehnjährigen ein schreckhaftes Verstaunen aufzukommen sieht, wirt sie mit einer trotzig Gebärde den Kopf in den Nacken.

„Ich hab' Muttern gesagt, als ich von ihr ging und sie mir Vorwürfe machen wollte, daß ich dafür danke, meine Jugend zu verschinden in Armuth und Erbarmlichkeit. Ja, wenn ich nicht mit angefaßten hätte, wie es bei uns zuzuging, als Vater noch da war. Nie reichte das bis zum Verdienst. Bald machte Vater Muttern Vorwürfe, daß sie nicht sparsam genug wäre, bald wieder Mutter Vater, er verdrachte das Geld in den Kleinen, und zur Abwechslung gab's auch wohl mal Hiebe. Dann, als Vater — na ihr habt's doch auch gewiß gehört — dem Volter kam eine Uhr fort, und Vater sollte sie genommen haben. — Aber was reden wir davon, ein Ekel kommt mir an, wenn ich bloß daran denke.“

Wie ich meinen Julius kennen lernte, — nicht einen Augenblick habe ich mich besonnen, als er — na, als ich hierher zog. Und denst, ich möchte zurücktauschen? Nicht um die Welt!“

„Das glaub' ich schon gerne!“ entgegnete Paula überzeugungslos. Dabei strich sie leise, wie lieblosend über den bauschigen Kermel einer Seidenblouse.

„Gefällt sie dir?“ fragte Clara, nun wieder in den alten, leidlichen Ton fallend. Sie zog die Blouse aus dem Karion.

„Ich hab' sie erst vor einigen Tagen bekommen und noch gar nicht angehabt. Da — ach, wie sie dich kleidet!“ Sie hatte sie der anderen über die Schulter gelegt. „Komm, sieh selbst.“

Paula trat vor den Spiegel. Scheu, fast verklämt schaute sie in das Glas. Ja, wie die rotthe Farbe ihren bleichen Teint hob!

„Na, hab' ich nicht recht?“ rief Clara, die neben ihr stand und ebenfalls in den Spiegel sah.

„Aber, was hast du?“ unterbrach sie sich, als sie bemerkte, wie Paula, leichenblau werdend, die Augen schloß und leidend nach einem Halt suchte.

„Was ist dir?“ Sie umfaßte die Schwanke und drückte sie in einen Sessel.

„Ich — ich — ach, gieb mir ein Glas Wasser“, Hammelte das junge Mädchen, ohne die Augen zu öffnen. „Mir wurde auf einmal so schwach.“

„Himmel! Du bist wohl gar hungerrig!“ Schrie jetzt die andere, wirklich sehr erschrocken, auf. „Daß ich auch daran nicht gedacht habe! Und hast doch gesagt, du wärest so lange im Geschäft gewesen.“ Sie wartete keine Antwort ab, sondern holte einige Bröthen, Butter und kalten Aufschnitt herbei.

„Schnell ist ein paar Happen“, drängte sie, „aber erst trink mal von dieser Limonade.“ Sie hält ihr das Glas

an die Lippen, und Paula trinkt in gierigen Zügen.

„Ach, wie schön das schmeckt,“ lacht sie. „Ja, ich habe wirklich seit heute früh nichts genossen“, fährt sie dann verlegen fort. „Ich könnte aber auch längt zu Hause sein.“

„Macht nichts,“ antwortete Clara schnell, „iß nur erst etwas und dann mache ich uns noch schnell eine Tasse Kaffee.“

„Nein, nein!“ wehrt Paula ab. „Ich muß nach Hause; Mutter wird schon warten und Großmutter zanken; seit sie sich nicht mehr rühren kann, zankt sie immer — ich mach' ihr nichts recht.“

„Armer Kerl!“ Claras bis dahin lachendes Gesicht ist ernst geworden; sie fühlt ein grenzenloses Mitleid mit der einstigen Freundin. Wie gut hat sie sich selbst es doch gegen das arme Ding!

Da fährt ein Gedanke durch ihren Sinn. „Paula, ich werde dir heute Abend ein hübsches Vergnügen verschaffen, ruft sie.“

„Du mußt mit zum Sommernachtsfest. Wir fahren heute alle hin, und du mußt mit.“

Paula starrt sie an, als höre sie etwas ganz Ungeheuerliches.

„Ich — ich —? Du willst mich wohl uzen?“ hößt sie dann hervor.

„Wahr! Es ist mein Ernst. Und du sollst dich schon amüßiren, dafür will ich sorgen. Julius hat so viele Freunde. Um neun Uhr fahren wir mit der Stadtbahn raus, — die Herren kommen direkt vom Geschäft, so ist es verabredet. Dann wird erst Abendbrot gegessen und nachher getanzt. Du kannst ja so fein tanzen. Weißt du noch, wenn wir nach dem Veierlaufen auf dem Hofe Rheinländer übten?“

Die großen Augen in Paulas blassen Gesicht beginnen aufzuleuchten. „Seit ihr fortgezogen, habe ich nie mehr getanzt!“ sagte sie leise. „Aber ich kann ja auf keinen Fall mit, selbst wenn ich Erlaubniß bekomme, — ich hab' ja nichts anzuziehen.“

Doch Clara, die nun einmal darauf erpicht ist, der Freundin etwas vermeintlich Gutes zu thun, redet ihr jedes Bedenken aus.

Der Anzug sei das Wenigste. Die rotthe Seidenblouse borge sie ihr gern und einen Rock auch; sie werde schnell einen aus ihrer Garderobe heraussuchen und verhängen.

Und Paulas Augen hängen an der Blouse wie von magischer Gewalt angezogen.

Die soll sie anziehen, und in der Stadtbahn fahren — sein Abendbrot essen — tanzen — — —

Sie erhebt sich wie in ein plötzlich Entschluß. — Um acht Uhr bin ich bei dir, Clara, sagt sie.

„Ich komme bestimmt!“ — Und wie im Traum eilt sie nun nach Hause.

Noch ganz athemlos vom schnellen Lauf erklimmt sie die steilen Treppen, die nach ihrer Wohnung führen.

Auf der Schwelle derselben bleibt sie, wie angezuckt, stehen.

Als säße sie heute zum ersten Mal, so prüfend schneift ihr Blick durch die Stube — über den ärmlichen Hausrath, den die großen Sonnenstrahlen, von dünnen, weißen Schirtingvorhängen nur mangelhaft zurückgehalten, unbarmerzig beleuchten; dann haftet er mit einem seltsam starren Ausdruck an der Mutter, die in einem verwaschenen Kattunrocke an der Nähmaschine sitzt. Sie sieht fürchterlich erhitst aus; das Haar ist nur lose aufgesteckt und an einer Seite wieder herabgefallen — sie hat ja kein Zeit, sich ordentlich zu frisiren — die Arbeit drängt sie! — — —

Das junge Mädchen stößt mit einer heftigen Bewegung den Karion auf den Boden.

„Ich will meine Jugend nicht verschinden in Armuth und Erbarmlichkeit“, sagte Clara nicht so? Und gleich einer Kata Morgana steigt das schöne, hübsche Zimmer vor ihr auf, die Gestalt der Freundin in dem duftigen Spitzenkleide als Herrin darin, wie sie lächelnd und plaudernd die kostbaren Sachen ausbreitet.

Sie muß sich erst besinnen, als die Mutter in dem sich stets gleich bleibenden, klagen den Ton die Spitzen verlangt und dann hinzusetzt, das Essen sei noch nicht fertig, sie solle nur schnell in die Küche gehen und nachsehen.

Die Mutter achtet nicht auf das verdorrne Wesen der Tochter. Sie hat die Spitzen in Empfang genommen, mißt flüchtig die Meterzahl, ob's auch stimmt, und fängt an einzuträufeln.

Doch die Augen der Großmutter, die in dem alten Kerksitz sitzt, der so recht in die Sonne gerückt ist, sehen forschend in das Gesicht des Mädchens.

„Wo bleibst du heute so lange?“ fragt sie streng. Paula antwortet nicht; hastig geht sie in die kleine Küche, die Thür hinter sich schließend.

Als sie nach einer Weile wieder eintritt und einen Napf mit Kartoffelsuppe auf den Tisch stellt, wiederholt die alte Frau ihre Frage.

Noch immer schweigt das Mädchen. Dann aber, als sie hinter den Stuhl der Gelähmten tritt, um ihn an den Tisch zu schieben, sagt sie: „Bei Clara Weinert bin ich gewesen. Die wohnt wie im Himmel, und so herrliche Kleider hat sie und andere wunderbare Sachen, — alles von ihrem Bräutigam.“

„Während sie noch immer hinter dem Stuhle der Großmutter steht. Sie hat das Gefühl — kaum wissend warum — als müße sie die klaren, durchdringenden Augen der alten Frau meiden.“

„Du wirst nicht gehen!“ sagt die Großmutter in hartem Ton. „Mit der Clara — ja, das wäre gerade die Rechte.“

Paulas Augen irren zur Mutter hinüber. Die schaut sie wohl etwas mitleidig an, sagt dann aber auch: „Nein, Paulachen, das geht nicht. Mit der Clara Weinert — nein, das darfst du nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Weil das keine Gesellschaft für dich ist! Du sollst ein anständiges Mädchen bleiben“, entgegnet die Großmutter.

Paula bricht in Thränen aus. „Als wenn 'mal Tanzen so was Schlimmes wäre“, schluchzt sie. „Ihr gönnt mir bloß kein Vergnügen! Ich will aber auch 'mal was vom Leben haben.“

„Du mußt dir aus dem Zimmer und schlägt die Thür krachend hinter sich zu.“

Es ist Abend. — Clara, die in einem mattblauen Fouardkleide, in dessen kersförmigen Halsausschnitt sich gelockter Crêpechiffon bauscht, entzündend aussteht, neßelt noch an dem Anzug der Freundin herum.

„So, jetzt kannst in den Spiegel sehen. Kennst du dich noch?“ fragte sie lachend.

Wie ein Kind den lichterglänzenden Weihnachtsbaum, mit so ungläubig staunenden Blicken schaut Paula das Spiegelbild an.

Das soll sie sein? Wie hübsch sie ist, kommt ihr gar nicht zum Bewußtsein; sie sieht nur das schlankes Mädchen in dem eleganten, kleidsamen Anzug; die bauschige, rotthe Seidenblouse, den glitzernden Gurt um die Taille und den silbernen Pfeil in dem dicken, schwarzen Haartnoten.

Ihre großen Augen strahlen auf. „Wie im Märchen!“ flüstert sie. „Wie Achenbrödel — sonst in der Küche im Reimittel und jetzt in Seide und Sammet.“

„Hoffentlich ist auch der Königssohn da!“ neckt die andere, der es riesigen Spaß macht, die unscheinbare Raupe in einen farbenprächtigen Schmetterling verwandelt zu haben.

Und außerdem fühlt sie auch etwas wie Schamensfreude in ihrem Innern. Mag sich die alte Großmutter ordentlich ärgern! Denn wenn Paula auch nur erzählt hat, sie habe die Erlaubniß sehr schwer bekommen und den ganzen Nachmittag in der Küche gefessen und gemeint, und als endlich die Mutter nachgegeben und dabei gesagt: „Einmal wäre am Ende nicht so schlimm!“ da sei die Großmutter sehr böse geworden und hätte gerufen: „Ja einmal — einmal ist gerade genug!“ Der erste Schritt vom Wege ist oft verhängnißvoll für's ganze Leben! — so weiß sie doch ganz genau, was man über sie gesagt haben wird.

Und während dieser Gedanken verwen-det sie die größte Sorgfalt darauf, die blaße Paula so vorthelhaft wie nur möglich zu schmücken. Sie soll gefallen da, wo sie hinzuführen wird.

Und es ist ihr so zu gut gelungen. Das kindliche naive Staunen, mit dem Paula ihre fast überfrohen, nach-schwarzen Augen in dem gefüllten Saal umherschnelien läßt, die schüch-terne Befangenheit, mit der sie, bei ei-ner musternden Blick, die langen, fei-nden Wimpern senkt, verleiht ihr in dieser Gesellschaft einen doppelten Reiz.

Die Herren — meist blaßröthe Le-be-männer — welche Clara umringen, geben ihrer Verwunderung laut Aus-druck.

Clara, in dem sicheren Gefühl, hier herrschende Königin zu sein, freut sich des Lobes, das man ihrem Schönlindem zollt, und nimmt es als eine ihr selbst dargebrachte Huldigung auf.

„Tanzt nur erst mit ihr,“ lacht sie, „dann werdet ihr mir noch viel mehr danken!“

Und als der Tanz beginnt, geht Paula aus einem Arm in den andern.

Wie tanzt sie aber auch! Einer Feder gleich fliegt sie über das spiegel-glatte Parkett. Kaum fühlbar lehnt sie sich auf den Arm ihres Partners, und dennoch liegt verhaltene Leidenschaft, schrankenlose Hingabe in ihrer Haltung.

„Wie im Märchen!“ — Wie im Mär-chen!“ denkt sie immer wieder.

Mit wollen, beglücklichen Zügen schließt sie den Schaum von dem Be-cher der Freude, der schale Bodensatz bleibt ihr noch erspart.

Schon dämmert im Osten der jun-ge Tag, als Paula langsam die Trepp- en zu ihrer Wohnung ersteigt. Bei jeder Stufe verlangsamte sich ihr Schritt, denn ihr ist es, als gehe sie nun wieder einer grauen, trostlosen Debe entgegen. Aber kann sie den be- trübenden Farbergeranten nicht wieder aufsuchen? Sie hat es doch schon ei- gentlich fest versprochen! Wie sehr der- ein, schöne Herr — Hans haben sie ihn genannt — und „Hans im Glüd!“ hat ihm einer nachgerufen, als er mit ihr auf der Terrasse promenirte — ja, wie hat er zugeredet, sie solle doch am nächsten Sonntag wiederkommen!

Und sie wird hingehen, ganz gewiß! Mag Großmutter auch noch soviel da- gegen einwenden.

Leise, ganz leise schließt sie jetzt die Thür auf. Könnte sie nur unbemerkt in ihr Bett schlüpfen, denn, wenn sie sehen, daß es schon Morgen ist, darf

se das nächste Mal doch wohl nicht fort. In der Küche entleibt sie sich der Oberkleider, fast andächtig dem leisen Knistern der Seide lauschend; sie zieht die Schuhe aus, um unhörbar durch die Stube in die Schlafkammer zu schleichen. Da bleibt sie erschreckend auf der Schwelle stehen. Am Fenster hinter der Nähmaschine sieht die Mutter, der Kopf ist ihr auf die Brust ge-sunken, sie schläft.

In dem grauen Licht des anbrechen- den Tages sieht das Gesicht spitz und gelblich fahl aus, wie das einer ganz alten Frau. Sie hat wohl das Ver-sümmniß der Tochter einbringen wol-len, ist aber, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen. Die Lampe, dem Erlöschen nahe, brennt noch, ein unan-genehmer Dunst erfüllt den Raum. Starr sieht die Tochter auf die Schla-fende.

Das verkörperte graue Elend und — deine eigene Zukunft! fährt es durch ihre Gedanken. Ja, so wird es ihr auch mal gehen, wenn sie nicht — ja, was denn? — Wenn — sie es nicht macht wie Clara!

Und wieder steigt vor ihren Augen der lichtstrahlende Saal mit den fröh-lichen, lachenden Menschen auf, vor ihren Ohren erklingen aufs Neue die to- lebenden, schmelzenden Weisen der Rus-sin.

Noch einen scheuen Blick wirft sie auf die bleiche Frau. — Soll sie sie nicht lieber weden?

Nein — dann giebt es Vorwürfe. Mit wenigen, lautlosen Schritten steht sie in der Kammer.

Da wendet sich die Großmutter schwerfällig in ihrem Bett; Schlafbe-fangen schaut sie der Eintretenden ent-gegen.

„Bist Du es, Paula?“

Sie erhebt keine Antwort.

„Der erste Schritt vom Wege!“ mur-meln die weißen Lippen der Greisin.

Wie sich der Kaiser informirt.

Der deutsche Kaiser hat sich bei dem Empfang des Oberbürgermeisters Kirchner und des Stadtbauraths Hof-mann in Hubertusstod über die jün-gsten Vorgänge in der Berliner Stadt-vertretung und die daran getnüpften öffentlichen Erörterungen sehr genau in-formirt gezeigt, und das scheint hier und da überrascht zu haben. Wenig-stens hob man diese Wahrnehmung auf verschiedene Seiten mit einer solchen Betonung hervor, als ob man darin et-was ganz Besonderes erblicken zu sollen meinte. Diese Annahme ist aber eben-so ungerichtet, wie die bei anderen Ge-legenheiten schon oft genug geäußerte Beforgniß, daß der Kaiser über die öf-fentliche Meinung nicht gut informirt werde. Daß der Kaiser der letzte wäre, der darauf wartete, bis ihn ein Mini-ster über die öffentliche Meinung auf-zuklären für gut fände, könnte man wohl aus seinem Charakter, seiner persön-lichen Eigenart allenthalben bei einiger Menschenkenntniß als zweifellos anneh-men. Aber selbst abgesehen davon — der Kaiser hat es gar nicht nöthig, auf die Information eines Ministers zu warten. Dafür giebt es ja eine eigene Behörde, die sich dieser Aufgabe mit größter Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit unterzieht: das Literarische Bureau des Staats-Ministeriums.

Diese nützliche und notwendige Be-hörde hat allerdings nicht ausschließlich den Zweck, den Kaiser über die öffent-liche Meinung auf dem Laufenden zu er-halten, sie befragt daselbe Geschäft auch für die Reichsämter und die preussischen Ministerien. Es giebt in ganz Deutsch-land keine Partei und keine nennens-werthe Zeitung, die da nicht zu ihrem Recht käme. Jeder Ressortchef bekommt tagaus, tagein die bemerkswerthen Auslassungen der Presse aller Richtun-gen, soweit sie sich auf sein Arbeits-gebiet beziehen, in Ausschnitten zuge-schickt, und die Maximen schwellen manch-mal zu einer so behändigen Dialektik an, daß man beinahe glauben müßte, es geschähe darin eher etwas zu viel, als zu wenig. Die Presse hat also in Deutschland nicht den geringsten Grund zu der Klage, daß man an den maß-gebenden Stellen ihre Stimmen nicht hören wolle.

Die vornehmste und wichtigste Ar-beit des Literarischen Bureaus ist aber die Zusammenstellung des Kaiserber-richts. Es ist selbstverständlich, daß man sich bei diesem Berichte einer um so grö-ßeren Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit befleißigt, und diejenigen, die sich noch immer nicht von der veralteten Auffas-sung loszulösen vermögen, daß solche Arbeiten nur unter dem Gesichtspunkte des Wohlgefallens gemacht werden dür-fen, können sich verständig halten, daß auch da mit peinlicher Unparteilichkeit verfahren wird. Mögen die Blätter konser-vativ oder ultramontan, national-liberal, freisinnig oder sozialdemokra-tisch sein, sie sind dem Lektor alle gleich liebe Kinder, die ihm freilich aber dann am liebsten sind, wenn er sie endlich durchgelesen hat und für den laufenden Tag als überunbundenen Standpunkt be-trachten kann. Das ist ihm nicht zu ver-derben, denn es ist wohl-scheinlich keine vergnügliche Arbeit, sich durch al-le Wißt, den jeder Tag immer wieder ge-bieth, hindurchzuwinden. Freilich macht auch da die Uebung den Meister. Ein geschulter Lektor zieht es, sozuga-gen, ob in einem Blatt etwas Brauch-bares enthalten ist. Allerdings passiert selbst ihm manchmal etwas Menschli-

ches — soll ja doch sogar Homer zuweilen geschlafen haben — und man glaubt gar nicht, wie leicht man etwas überse-hen kann. Doch das sind nur seltene Ausnahmen, und auch diese kleinen Lücken werden nachträglich ausgefüllt.

Daß der Bericht gründlich benutzt wird, dafür ist die Nase, die ich einmal — wenn auch nicht direkt, so doch indirekt — vom Kaiser bekommen habe, der beste Beweis. Ich hatte zu der Zeit, als ich Mitarbeiter des Literarischen Bu-reaus war, einen Lektor während seines Urlaubes vertreten und — der Böse hatte die Hand im Spiel — ich überseh einmal einen kleinen Artikel, den der Kai-ser selbst in der betreffenden Zeitung ge-lesen hatte. Am nächsten Tage erschien bei uns ein Flügeladjutant auf der Bildfläche und fragte, warum der Arti-kel im Kaiserbericht gefehlt habe. Mir stekt der Schreck noch heute in den Gliedern.

Es liegt auf der Hand, daß zu der Zusammenstellung des Kaiserberichts viel Urtheil gehört, denn es braucht wohl nicht erst betont zu werden, daß die Zahl der Prestimmen, die dem Kaiser tagtäglich unterbreitet werden, eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf. Das ist ja eben die Aufgabe eines solchen Referenten, daß es aus der Masse die charakteristischen Stimmen herausucht und sie sachgemäß sichtet. Der Bericht geht, wie sich das bei einer so wichtigen Sache wohl von selbst ver-steht, durch mehrere Hände und wird öfter bei der Kontrolle noch durch einige Einzelheiten vervollständigt. Alle wich-tigen Tagesfragen werden, wie bereits angedeutet, mit Berücksichtigung der be-merkswerthen und charakteristi-schen Stimmen aller Parteien behan-delt, und außerdem werden auch noch solche Sachen hinzugefügt, von denen man annimmt, daß sie den Kaiser per-sönlich interessieren können. Der Bericht wird alle Tage in je drei Exemplaren fertiggestellt, von denen eines dem Kai-ser nach seinem jeweiligen Aufent-haltsort zugesandt wird, während die beiden anderen gleichzeitig dem Reichs-tanzler und dem Minister des Innern zugehen.

Der Bericht unterliegt übrigens, wie schon mein vorhin erzähltes Erlebnis zeigt, der Kontrolle des Kaisers selbst, denn der Monarch begnügt sich natür-lich nicht mit den ihm doch mindestens um einen halben Tag verspätet zugehen-den Ausschnitten, sondern hält eine An-zahl Zeitungen, die er gleich den ge-wöhnlichen Sterblichen als Tagesles-türe benutz.

Aus dem Gesagten dürfte wohl deut-lich genug hervorgehen, daß es eine völ-lig unbegründete, nur auf der Unkennt-niß der Verhältnisse beruhende Behaup-tung ist, wenn gelegentlich die Beforgniß um Ausdruck gebracht wird, daß der Kaiser über die Stimmung im Lande nicht oder nicht genügend unterrichtet sei. Im Gegenheil, es ist außer dem Kaiser und den beiden hohen Beamten, denen der Bericht ebenfalls zugesandt wird, in ganz Deutschland wohl nie-mand in der Lage, über die öffentliche Meinung in allen ihren Schattierungen so gut und so genau informirt zu sein.

Selbst der reichste Rabob dürfte wohl die Kosten scheuen, ein derartiges Bu-reau mit einer Anzahl Beamten zu unter-halten, nur um die bemerkswerthen Prestimmen über die schwebenden Fra-gen kennen zu lernen, und ein solcher Apparat, der neben seiner nützlichen auch seine theure Seite hat, ist un-be-dingend nothwendig, wenn man jenen Zweck erreichen will. Kurz, — es ist nach alledem wohl keine Uebertreibung, zu sagen, daß in Deutschland die öffent-liche Meinung, soweit sie sich in der Presse kundgiebt, Niemand besser kennt als der Kaiser.

— Drei Brüder trafen sich nach fünfzig Jahren in hohem Alter, Ferdinand Schulz, 92 Jahre alt, Karl, 89 Jahre alt, und Fritz, 87 Jahre alt. Das Wiedersehen erfolgte in dem Heim des zweiten Bruders in Gippes-wo Falls. Fritz war der erste, der das Heim des Vaters in Deutschland vor einem halben Jahrhundert verließ, ohne jedoch anzugeben, wohin er sich zu wenden gedächte. Er begab sich nach Australien, wo er sich ein Vermögen erworben, unterließ aber, den Seinigen ein Lebenszeichen von sich zu geben, und als er später schrieb, erreichten seine Briefe ihr Ziel nicht, da die Post-misse sich inzwischen in alle Winde zerstreut hatte. Karl Schulz verließ sein Vaterland bald nach der Abreise von Fritz und begab sich nach Amerika, wo-hin Ferdinand ihm bald folgte. Diese beiden verloren sich hier zu Lande aus den Augen und suchten sich lange Jahre vergebens. Schließlich erfuhr in den achtziger Jahren Ferdinand, daß sein Bruder Karl sich nach New Urm in Minnesota gemant habe und eilte hin, um ihn zu besuchen. New Urm war aber gerade zu der Zeit von dem furcht-baren Orkane heimgesucht worden, und auf der Liste der Todten stand der Name Karl Schulz. Ferdinand hielt seinen Bruder daher für todt. Karl war jedoch mit dem Leben davonge-kommen, verließ aber die Gegend, und verzog nach New Falls und dort wurde er von dem Australier, der in seinen Forschungen nicht nachgelassen hatte, endlich gefunden und auch der Aufenthalt des Bruders Ferdinand schließlich ermittelt. Die Begrüßung der Brüder, die sich in einem halben Jahrhundert nicht gesehen hatten, war eine überaus herzliche.